

Leben und Tod in der Hand

Roman

von

Markus Vinzent

Alle Charaktere, Personen und Orte sind frei erfunden (außer den historisch-geographisch bekannten, die fiktiv ausgestaltet sind). Jegliche zufällige Übereinstimmung mit lebenden oder verstorbenen Personen oder Geschehnissen wäre zufällig.

Dramatis personae (neben den historisch allgemein bekannten Figuren)

Zentrale Figuren

Prof. Dr. Lea Mendel

Kinderärztin, seit 2003 Leiterin der jüdischen Kinderklinik Berlin.

Dr. Eva Bernstein

Medizinische Assistentin und engste Mitarbeiterin von Prof. Mendel.

Dr. Dr. Chaim Mavet

Arzt, Mediziner zwischen Anthropologie, öffentlicher Gesundheit und Verwaltung. Ab 1942 Leiter des jüdischen Kinderkrankenhauses.

Dr. Hertha Lindhoff-Mavet

Ärztin, Ehefrau von Chaim Mavet, lutherisch geprägt.

Dr. Dinah Halberstam

Gründerin und erste Leiterin der jüdischen Kinderklinik (1925–1942).

Judith Lewin

Leitende Oberschwester der Säuglingsstation.

Mirjam Levinson

Rabbinerin am Kinderkrankenhaus, Religionslehrerin der jüdischen Gemeinde Berlin. Erste Frau, die weltweit zur Rabbinerin ordiniert wurde.

Dr. Nathan Elkan

Rabbiner des Kinderkrankenhauses, Feldrabbiner des Ersten Weltkriegs, Mitglied des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten.

Inhalt

Spirale A – In die Geschichte	6
Presse	6
Neuanknüpfen in Wien	9
100 Jahre Jüdische Kinderklinik Berlin	12
Jüdisches Krankenhaus Berlin – Die Ausgründung.....	14
Der Auftrag.....	17
Spirale B – In der Geschichte	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Der Anfang	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Geistliche Stütze	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Krisensitzung	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Dr. Bernstein im Archiv	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Spirale C – In Geschichten.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Hochzeit in der Pfalz	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Berlin – Einstand	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Amtsantritte	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Spirale D – Aus der Geschichte	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Im Verhör	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Schwarzer Freitag	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Nach der Wahl war vor der Wahl	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Veränderte Lage.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Olympia 1936	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Auf dem Kindertransport	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Der Kurzbericht.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Die nächste Wahl	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Durch die Nacht	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Spirale E – Verstrickt in Geschichte	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Pressevorgang	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Die Nacht davor und der Tag danach.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Die neue Leitung	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Fabrikaktion.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.
Willkür.....	Fehler! Textmarke nicht definiert.

Insolvenz **Fehler! Textmarke nicht definiert.**
Ehre und Schande **Fehler! Textmarke nicht definiert.**
Spirale F – Erstickt in Geschichte **Fehler! Textmarke nicht definiert.**
Vor dem Ende des Endes **Fehler! Textmarke nicht definiert.**
Mensch oder Bestie **Fehler! Textmarke nicht definiert.**
Vom Ende zum Anfang **Fehler! Textmarke nicht definiert.**
Ende ohne Ende..... **Fehler! Textmarke nicht definiert.**
Weiter **Fehler! Textmarke nicht definiert.**

*„Heilen so gleich-gültig wie Nicht-Heilen,
fast.
(Und in diesem ‚fast‘ nur lag
alles Potential an Hoffnung,
was jene Zeit und jener Ort hergab.)“ (Klaus Hartung)*

Spirale A – In die Geschichte

Presse

21. April 2025.

Professor Dr. Lea Mendel telefonierte. Wieder Presse. Infos nachreichen zum gestrigen Jubiläum. Zugleich meldete sich ihr Piepser in der Seitentasche ihres Arztkittels. An der Tür klopfte eine Kollegin. Ihre Assistentin Dr. Eva Bernstein legte den ausgedruckten Bericht auf den Tisch ihrer Chefin: „Das neue Sparprogramm der Regierung! Übernahme der jüdischen Kinderklinik durch die Charité?“

Prof. Mendel warf einen Blick auf das Papier, hob ihre Augenbraun, nahm das piepsende Gerät aus ihrer Tasche, schaute kurz auf das Display: *Rot*. Sie wandte sich zu ihrer Assistentin: „Dringend?“

„Ja. Wichtiger als der Bericht. Ich glaube, wir verlieren Miri – es sei denn, die Spenderniere ihrer Mutter kommt doch noch.“

„Verzögerungsgrund?“

„Blutdruck. Und der Hämoglobinwert fällt weiter.“

Sie nickte knapp. „Kümmern Sie sich um das Kind. Ich sehe nach der Mutter. Eine Minute.“

Für einen Moment stand sie still, nur eine Sekunde, dann war sie schon im Flur verschwunden. Ohne weitere Anweisung.

Dr. Bernstein blieb zurück, sprang von ihrem Tisch auf, griff sich ihren Arztkittel, überlegte kurz, ob noch etwas zu erledigen sei, bevor sie nach dem Kind sehen würde. Auch ihr Herz raste.

Das Büro und ihr Schreibtisch wirkten plötzlich verlassen, Inhalte schienen sich aufzulösen. Der Drucker schnurrte noch nach, und der Bericht über das Sparprogramm schob sich wie von selbst unter andere Papiere, als Dr. Bernstein die Tür verschloss. Menschen waren wichtiger als Zeilen und Zeichen. Sie rannte zum OP-Bereich, in welchem Miri für die Transplantation vorbereitet wurde. Die Schwestern drückten ihr die Datenblätter in die Hand, berichteten den Stand, sie trat zu dem Kind, fühlte Puls und Hauttemperatur, öffnete die Pupillen, streichelte seine Wangen. Dann gab sie Anweisungen. Schon flog die Tür auf, Prof. Mendel stand vor ihr.

„Danke, Miris Mama stabilisiert sich, ich übernehme, Sie können zurück ins Büro. Ich kümmere mich später um den Bericht. Und bereiten Sie die morgige Telekonferenz mit der Mao-Klinik vor, ich soll die Eröffnungsrede halten.“

Dr. Bernstein bestätigte, dass die Aufträge bei ihr angekommen waren und drehte sich auf ihrem Absatz um.

Auf ihrem Bildschirm im Büro blinkten Anfragen von Redaktionen. Die erste: „Für unseren Pressebericht – 100 Jahre Kinderklinik – brauchen wir noch Material zur Geschichte zwischen 1933 und 1945?“ Sie wusste, das musste jetzt sie übernehmen, bis Prof. Mendel zurück kam. Ihre Chefin hatte allerdings solche Fragen vorweggenommen und einen Kurztext vorbereitet, zwei neutrale Sätze, die alles Wesentliche verschwiegen, aber auf die von der Roten Armee am Ende des Kriegs lebend angetroffenen 93 Kinder hinwiesen. Dr. Bernstein sollte die rechte Antwort wählen, kopieren, abschicken – eigentlich.

Ihre Finger schwebten über der Tastatur.

Prof. Mendel hatte am Tag zuvor bei ihrer Rede diese Jahre nur kurz angedeutet, sie nicht aufrühren wollen. Dr. Bernstein ahnte, warum.

Sie nahm sich die Unterlagen, die sie ihrer Chefin für die Jubiläumsveranstaltung vorbereitet hatte, darin ein Artikel zur Gründung, der sich unter ihrer Rede verbarg:

Berliner Morgenblatt, 20. April 1925

„Ein neues Kinderkrankenhaus der Israelitischen Kultusgemeinde eröffnet“

In schlichter und würdiger Weise beging die Israelitische Kultusgemeinde Berlin am gestrigen Sonntag die feierliche Eröffnung ihres neuen Rothschild-Kinderkrankenhauses in der Auguststraße.

Der leitende Stadtoberarzt Professor Dr. Ernst Abraham begrüßte im Hof des Hauses zahlreiche Gäste aus Verwaltung und Ärzteschaft, darunter die neu bestimmte Leiterin des Kinderkrankenhauses, Dr. Dinah Halberstam, den Vertreter des Städtischen Gesundheitsamtes, Dr. Alfred Baumgartner, den Chefarzt der Berliner Polizeisanität, Dr. Julius Hartmann, sowie den Bezirksbürgermeister von Berlin-Mitte, Max Fürstenberg.

In seiner Ansprache hob Professor Abraham hervor, dass das neue Krankenhaus „den schwächsten und verwundbarsten Gliedern unserer Gemeinschaft gewidmet“ sei und die Kultusgemeinde mit dieser Allgemeinklinik für alle Bekenntnisse „einen Beitrag zur Gesundung des gesamten städtischen Lebens“ leiste.

Die Vertreter der Behörden dankten der Kultusgemeinde für ihr soziales Engagement und versicherten dem neuen Haus die „wohlwollende Unterstützung der städtischen Stellen“.

Im Anschluss an die Feierlichkeiten konnten die Anwesenden die modern ausgestatteten Stationen, Säuglingsräume und Behandlungszimmer besichtigen.

Die Eröffnung fand bei strahlendem Frühlingswetter großen Anklang.

Ein hoffnungsvoller Anfang, dachte Dr. Bernstein, auf den ihre Chefin in ihrer Rede verwiesen hatte. Sollte sie eine Kopie des Artikels als Scan an die Presse schicken? Ob dies ausreichte, die düsteren Jahre zu erhellen? Etwas zögerlich blätterte sie das weitere Material durch. Vorgelesen hatte Prof. Mendel die frohe Nachricht des Anfangs der folgenden Nachricht:

Berliner Tageblatt, 11. Mai 1945

Erstes jüdisches Kind in Berlin geboren – ein Symbol dafür, dass neues jüdisches Leben wieder möglich ist. Die dunkle Zeit seit 1933 ist vorüber. Das Jüdische Kinderkrankenhaus Berlin war die einzige jüdische Einrichtung ihrer Art in Deutschland, die den Nationalsozialismus überstand. Ein Ort der Heilung und ein Ort des Schreckens. Hier überlebten in Kellern, geheimen Verbindungsgängen über 700 Kinder, Angehörige, Personal, Ärzte – trotz alliierter Bomben, trotz Gestapo und SS. Ein Hafen der Ankunft und ein solcher der Deportation. Und doch ein Symbol der Hoffnung.

Dr. Bernstein starrte auf die letzten Zeilen, in der schlechten Digitalisierung, leicht verschwommen. *Ein Ort der Heilung und des Schreckens ... Deportation* – das konnte sie unmöglich an die Presse geben. Vor allem wegen der rechtspopulistischen Öffentlichkeit. Sie dachte an die Demonstranten.

Schon tauchten vor ihr die Aufmacher in fetten Lettern auf:

Von wegen Holocaust – Jüdische Kinderklinik bis zum bitteren Ende.

Nazis und Juden unter einer Decke.

Hat die Leitung der Jüdischen Kinderklinik deportiert? – Die Rechte fordert Akteneinsicht.

Nicht jetzt, wo die Klinik selbst unter Druck stand, die Übernahmegerüchte durchsickerten, die Charité angeblich schon Strukturmodelle ausgearbeitet hatte, und ihre Chefin nicht wusste, wie sie die 60 Millionen Wasserschäden finanzieren sollte, die auch das Archiv betroffen hatten. Sollte das Geld des Westens schaffen, was die Nazis nicht vermocht hatten?

Ihr Blick glitt zurück zur ersten Zeile:

Erstes jüdisches Kind in Berlin geboren...

Ein Satz aus einer anderen Welt.

Der nach einer Jahrhundertwunde klang, nach einem ersten Atemzug, den es nicht hätte geben sollen. Nicht in Berliner, nicht nach deutscher Luft.

Die wieder dünner wurde.

Sie wollte den Artikel zur Seite legen, als sie am Rand etwas sah, das sie vorher überlesen hatte: eine Bildunterschrift, kaum zu entziffern, schief eingescannt:

„Leitende Oberschwester J. Lewin mit dem Neugeborenen.“

Dr. Bernstein runzelte die Stirn.

J. Lewin?

Sie kannte den Namen. Heute vom Posteingang? Oder aus der Archivliste von Unterlagen, deren Inhalt sie für Prof. Mendel im Archiv der Charité hatte einsehen sollen, die aber wegen des Wasserschadens noch nicht zugänglich waren?

Ihr Blick wanderte zu der Liste, die noch auf der Ablage wartete. Auf der dritten Seite las sie den Eintrag: Nachlass E. Lewin. Derselbe Familienname, vielleicht Verwandtschaft der Oberschwester. Bevor sie weiter spekulieren konnte, meldete sich ihr Piepser: interne Nachricht der OP-Koordination.

„Mutter instabil. Transplantation unsicher. Prof. Mendel nicht erreichbar.“

Dr. Bernstein führte die Hand zum Display. Es ließ sich nicht wecken. blieb schwarz. Wie wenn sich die Welt von sich verabschieden wollte. Ein Moment, in welchem sie sich nicht drehte, nicht vorwärts, nicht rückwärts. Einfach stand.

Sie zögerte. Gab dem Gerät, gab sich selbst den Augenblick. Schwarz. Nacht. Nichts.

Nach einem tiefen Atemzug versuchte sie es erneut. Das Display meldete sich zurück. Und gestattete den Blick auf die Nachricht, die ihr entgegenleuchtete: Gott sei Dank – Prof. Mendel war gerade aus einer anderen OP heraus, schon auf dem Weg zur Mutter.

Sie sah erneut auf die verblasste Zeile in dem alten Artikel.

Leitende Oberschwester J. Lewin.

Sie konnte nicht sagen, warum – aber ihr wurde kalt. Eine Kälte, die nicht vom Flur, nicht von draußen kam. Etwas an diesem Namen...

Hatte Prof. Mendel ihn jemals erwähnt? Oder absichtlich nie? Nein – dieser Name war bisher in keiner Akte aufgetaucht, auch nicht auf der Webseite der Klinik im Abriss zur Geschichte.

Dr. Bernstein wusste, dass sie sich noch gedulden musste; die Kollegen hatten die beschädigten Archivteile in die Restaurierung gegeben. Ihr nicht sagen können, wann sie diese wieder einsehen könne.

Sie überlegte sich einen geeigneten Satz für die Presseinformation.

Nicht daran rühren, sagte sie sich. *Nicht jetzt.*

Ihre Finger fanden den Rand des Deckels, die wellige Pappkante, die nach Jahrzehnten und dem jüngsten Wasserbruch nachgab wie alte Haut.

Von draußen schallte ein Ruf:

„Wir brauchen Prof. Mendel SOFORT!“

Dr. Bernstein rief zurück: „Ist unterwegs!“

Dann hörte sie gleich zwei Geräusche, eine Tür schlagen und ein leises Klopfen, kaum wahrnehmbar – nicht aus dem Flur, sondern aus der Tiefe des Kartons. Oder war es nur der Luftzug?

Sie hob den Deckel.

Ganz oben lag ein dünner Umschlag. Aufschrift: „Dr. Dr. Mavet – Wien 1924“.

Neuanknüpfen in Wien

1924. Wien.

Dr. Dr. Chaim Mavet verließ das Hotel Bristol, die Konzerttickets in der einen Hand, die Handschuhe in der anderen. Er liebte die Musik des jungen, in Wien gefeierten Wunders Leonard Kornberg. Mit zwölf hatte dieser bereits ein pantomimisches Ballett geschrieben, ein Klavierwerk seines Lehrers Alexander von Zemlinsky orchestriert, zeigte schon damals die Einflüsse von Romantik, Moderne, schuf aber zugleich seine eigene Sphäre.

An diesem Abend sollte eine seiner jüngsten Klaviersonaten aufgeführt werden, geschrieben zwei Jahre zuvor mit 17. Felix Weingartner würde sie spielen.

Für Dr. Dr. Mavet war nicht nur dies Grund genug, bestgelaunt früh aufzubrechen.

Neben ihm ging seine Kollegin Dr. Hertha Lindhoff, Halbskopf größer als er – die er privat Hertha nennen durfte, im Dienst aber immer mit Dr. Lindhoff ansprach. Die Ringstraße pulsierte, im Gaslicht mischten sich Fiaker und luxuriöse Effinger-Automobile, über dem Stadtpark wehte ein milder Wind. Ihn interessierten die Verkehrsregelungen ebenso wie die Auslagen der vornehmen Geschäfte.

Chaim blieb vor einem Hutmacher stehen, betrachtete die präzisen Linien des Filzes, die handgezogenen Kanten.

„Jüdische Werkstatt“, sagte er leise.

Hertha bestätigte: „Man sieht es an der Qualität.“

„Generationen gelerntes Handwerk und Tradition.“

Beide hatten sich während ihres Einsatzes in einem Lazarett in Breslau während des Krieges 1916 kennengelernt. Sie war ihm aufgefallen mit ihren langen braun-schwarzen Haaren, die über den weißen Kittel der Krankenschwester fielen. Eine frische Abiturientin, die

sich auf ihr Medizinstudium in München vorbereitete und bis zum Studienbeginn praktische Erfahrung als Krankenschwesternhelferin sammeln wollte. Er hatte sich freiwillig zum Heer gemeldet, wollte vor Ort chirurgische Praxis vertiefen und Menschen helfen. Er hatte bereits seine Approbation als Arzt erhalten und war dabei, seine Doktorarbeit als medizinischer Anthropologe über Knochenfunde aus seiner Pfälzer Heimat in der Nähe von Ludwigshafen zu verfassen. Der Altersunterschied von sechs Jahren wurde durch das erhabene Erscheinen von ihr ausgeglichen, ein ungleiches Paar, das sich gerade in seiner Verschiedenheit gefiel.

Sie setzten ihren Weg fort, und während sie den leichten Anstieg der Straße nahmen, der zum Schwarzenbergplatz führte, sprach Hertha über ihre Zeit in München, wo sie zum Ausgang des Krieges und danach studiert hatte und dort ebenfalls approbiert und promoviert worden war. Sie erzählte mit Begeisterung, wie sie die Ernsthaftigkeit ihrer Professoren und deren Bemühen um Kriegsversehrte und Kranke im Krankenhaus bewundert hatte, was sie erstmals bei Chaim im Lazarett in Breslau hatte erleben dürfen. Er war der Erste, bei dem sie gelernt hatte, was es heißt, mit ganzem Herzen Arzt zu sein.

Chaim schaute sie etwas verlegen an. Das Lob war bei ihm angekommen, dabei wollte er eine Frage stellen, hielt aber Schweigen für einen tieferen Ausdruck der Verbundenheit, die sich zwischen ihnen während ihrer gemeinsamen Zeit im Ringen um Verwundete, Verstümmelte und Sterbende entwickelt hatte. Dass diese Bande sich auch hier, bei ihrer Wiederbegegnung in Wien, zu der er Hertha der gemeinsamen Musikliebe wegen eingeladen hatte, wieder einstellten, beflügelte ihn, während er ihr lauschte. Sie schien nicht weniger als er bereits den Weg zum Konzerthaus zu genießen.

Er erzählte von seinen Plänen, in naher Zukunft für eine Forschungsphase nach Wien zu kommen, um für einige Wochen an anthropologischen Beständen zu arbeiten, die ihm der dortige Institutsleiter zugesagt hatte. Ein Grund mehr, warum er sie nach Wien eingeladen hatte. Und er sagte – ohne sich bewusst zu sein, welche Unsicherheit er in ihr Gespräch einbrachte – mit einer Art beiläufigem Stolz, dass er aus Mainz ein Angebot erhalten habe, das er ernsthaft in Betracht ziehe. Dies böte ihm die Möglichkeit, seine ethnographischen und anthropologischen Forschungen mit der Entwicklung einer Gesundheitsfürsorge für den Volksstaat Hessen, vielleicht über diesen hinaus auch für Preußen zu entwickeln. Letzteres sei seine wirkliche Ausrichtung.

War sie es? Mit Verve hatte er Hertha seine, ihre, die gemeinsame Zukunft entworfen und blieb doch mitten im Atemholen stecken, wie wenn er sich am Nichts der Luft verschluckt hätte. Er würgte, suchte sich zu fangen. Obwohl es nur ein winziger Stolperer zu sein schien, von außen betrachtet, hatte Hertha die Unsicherheit bemerkt. Doch noch bevor sie ihn ermunternd, stützend am Arm berühren konnte, hatte sich Chaim bereits wieder gefasst und warf sich erneut der Zukunft entgegen.

Nur diese mächtige politische Kraft, führte er weiter aus, habe Zukunft und würde die Welt der Medizin verändern können. Er habe schon eine Vorstellung davon, ein Grundlagenwerk für die ärztliche Tätigkeit im öffentlichen Dienst zu schreiben, möglicherweise ein Weg, ganz nach oben zu kommen, vielleicht in Berlin eine Anstellung zu erhalten und über die Hauptstadt des Reiches internationale Anerkennung zu finden.

Hertha hörte aufmerksam zu. Sie schwankte, wie sie ihn verstehen sollte. Bislang hatte sie immer geglaubt, er wolle Arzt und nichts anderes sein. Jetzt hörte sie heraus, dass er in der Forschung bleiben wollte, vielleicht sogar zum Beamten tendierte, aber auch höhere

Ambitionen hegte. Dabei hatte er erst vor einigen Monaten seine eigene Praxis in Ludwigshafen eröffnet. Sie kannte Berlin nur flüchtig, war noch nie in Mainz oder Ludwigshafen gewesen. Doch was Chaim skizzierte, klang nach entschiedener Suche, wenn auch nicht klar war, wohin sie führen sollte. In mancher Hinsicht erinnerte sie sich an Breslau, seinen kompromisslosen Einsatz, dann aber an ihre Diskussionen, ob es darum gehen solle, Verwundete wieder kriegstauglich zu machen, oder ihnen die Chance zu geben, der Gefahrenfront zu entkommen. Sie hatte die letzte Position vertreten, er zunächst die andere, bis er sich schließlich doch der ihren angeschlossen hatte.

Vielleicht, sagte sie nach einer kurzen Pause, biete ihm die Stelle in Mainz die Möglichkeit, nicht auf Leid nur reagieren zu müssen, sondern vorbeugend Krankheiten zu verhindern, ob es Prävention sei, was ihn reize, und damit dem Beruf die Richtung zu geben, die er von Anfang an gehabt habe.

Sie erreichten den Eingang des Konzertsaals, und während die Menge der Besucher sich sammelte, blieb Chaim einen Moment stehen, drehte sich zu Hertha um: „Was sind deine nächsten Pläne?“

„Ich würde mich gerne auf dem pädiatrischen Gebiet weiterbilden, gehe aber auch mit dir. Mein Ziel ist es, mich gemäß meiner lutherischen Prägung für die Gesundheit der Kleinen und Kleinsten einzusetzen. Das kann ich an verschiedenen Stellen tun. Mein Traum wäre es, in einem Kinderkrankenhaus zu arbeiten.“

Chaim wiegte seinen Kopf: „Wir haben viel vor. In Ludwigshafen gibt es eine Kinderklinik, nicht weit von der B.A.S.F. entfernt. Ich könnte versuchen, meine Stellenverhandlung mit einer solchen für dich zu verknüpfen.“

„Meinst du: wieder näher zusammenrücken und gemeinsam die Karriere erstreiten, wie wir im Krieg gekämpft haben?“

„Nicht ohne Blessuren!“

„An welche denkst du? Deine Hinwendung zu den Christen?“

„Du hast es auf den Punkt gebracht. Mein Pazifismus war für mich eine Wende, auch hin zu dir, zwei Schockwellen für meine Familie. Doch der Schwerverwundete, überzeugter Baptist, der lieber sterben wollte, als den Feind, der auf ihn zielte, zu erschießen und damit unrettbar vor uns lag und unter meinem Messer starb – er hat mein Leben verändert. Hat mich auf eine Straße gesetzt, auf der ich nur nach vorne und nicht rückwärts gehen konnte.“

„Und doch wurde es unser gemeinsamer Weg. Ich habe damals schweren Herzens das Lazarett verlassen, als ich zum Studium nach München wegging, auch in Sorge um dich.“

„Ohne diese Erfahrung wären wir heute nicht hier.“

„War auch nicht einfach, eher ein Ringen.“

„Und unsere Entscheidung.“

Als sie wenig später im Konzertsaal auf ihren Plätzen saßen und die ersten Takte der Sonate erklangen, spürte Chaim, wie sich in ihm eine Ruhe ausbreitete, die er seit ihrem Weggang aus Breslau kaum gekannt hatte. Sie schienen nicht nur im selben Saal zu sitzen, dieselbe Musik zu hören und an ihre frühere Zeit anzuknüpfen. Hertha lehnte sich an ihn. Die feinen Bewegungen beider fanden zueinander und zeigten ihren Einklang. Weingartner spielte die romantischen Passagen weich, scheute sich aber auch nicht, die gelegentlichen modernen Brüche zu betonen und Harmonie mit Disharmonie zu kontrastieren. So lauschten sie dem

Wechsel von Klarheit und Dunkel und spannen weiter an jenem Faden, der die kommenden Jahre bestimmen sollte.

100 Jahre Jüdische Kinderklinik Berlin

20. April 2025.

„Frau Dr. Bernstein – wo sind die Presseunterlagen?“

Die Assistentin reichte ihrer Chefin in der Tür die Mappe: „Mit ein paar Zeitungsausschnitten.“

Prof. Mendel war bereits unterwegs.

Ein Stock tiefer wartete im Eingangsbereich der Kinderklinik das geladene Publikum zur Eröffnung der Ausstellung „Hundert Jahre Jüdisches Kinderkrankenhaus Berlin“.

Blitzlichter schossen auf.

Kamerageräte liefen.

Gäste standen zwischen den Ausstellungspanelen mit Bildern von 2025, 2012, 1989, 1977, 1945, 1939, 1925.

Weitere Gäste drängten sich durch die Eingangstür. Medizinisches Personal, Politiker, Rabbiner und andere Geistliche, Kinder, Angehörige, ältere Menschen, Presseangehörige.

Prof. Mendel begrüßte sie: Die Jüdische Kinderklinik in Berlins Mitte. Im Herzen von Deutschlands Hauptstadt. Eine Bastion, die in der Weimarer Demokratie geschaffen worden war. Von den Nationalsozialisten fast geschleift. Heute erneut gefährdet. Sie schloss mit Dank an die Gründer, die Unterstützer, die Stadt, Politik, Ärztekammern, Krankenkassen, Personal, Kinder und Verwandte, die jüdische Gemeinde, Gönner und Sponsoren. Nicht zuletzt die Presse.

Es folgten Reden, Glückwünsche. Vor dem Haus ein großes Aufgebot an Schutzpolizei und auf der anderen Straßenseite, hinter einer von Beamten geschützten Absperrung ein Aufgebot von Rechten und Neonazis: „Weg mit dem jüdischen finanziellen Massengrab!“

Auf den Plakaten das Gebäude des jüdischen Krankenhauses von 1914 an der Exerzierstraße, nicht weit entfernt das elf Jahre später ausgegründete Jüdische Kinderkrankenhaus. Daneben Zahlen der stationär aufgenommenen Kinderfälle pro Jahr (anfangs 110 Betten) – Frau Prof. Mendel hatte darauf bestanden, mit den aktuellsten Zahlen zu beginnen, Betrachter sollten mit ihnen und mit ihr in die Tiefen der Zeit hinabsteigen, dem Gewicht, der Bedeutung und der Würde wegen all derer, auf deren Fundament zurückgeblickt wird:

2025: 3.100

1989: 2.200

1977: 1.900

1945: 320, davon 93 bei der Besetzung durch die Rote Armee lebend

1939: 950

1925: 650 stationäre Aufnahmen

Bildpaneele mit Einblicken in die Räume, Eltern mit Kindern, Ärztinnen, Ärzten und Babys, Jugendlichen, Schwestern.

Die Leitungen des Jüdischen Kinderkrankenhauses:

2003 –: Prof. Dr. Lea Mendel

1985 – 2003: Prof. Dr. Israel Bendix

1963 – 1985: Prof. Dr. Leo Berendsohn

1945 – 1962: Dr. Daniel Hirsch

1942 – 1945: Dr. Dr. Chaim Mavet

Dr. Bernstein blieb an diesem Namen einen Moment länger hängen. Vielleicht, weil ihr der Name auf der Webseite nicht begegnet war. Und bisher auch in keiner Rede fiel.

1925 – 1942: Dr. Dinah Halberstam

Die Entwicklung des Jüdischen Kinderkrankenhauses:

2022: Grundstein für neues Bettenhaus

1963: Umwandlung in Stiftung des bürgerlichen Rechts (Träger Jüdische Gemeinde und Land Berlin), Zusammenarbeit mit Perinatalzentrum Rudolf-Virchow/Charité

1989: Modernisierung, akademisches Lehrkrankenhaus mit Charité

1945: Wiederaufbau, regulärer Krankenhausbetrieb für die Allgemeinheit, v.a. wichtig für Versorgung im Wedding

1942: Jüdische Leitung wird ersetzt

Personalkörper: stark reduziert – Patientenzufluss übersteigt Kapazitäten

1935: Neue Änderung von „Persische Straße“ zu „Iranische Straße“

1934: Änderung der Adresse von „Exerzierstraße“ zu „Persische Straße“

1933: NS-Verbote der Behandlung von „arischen“ Kindern, nichtjüdische Angestellte müssen entlassen werden

1925: Ausgründung aus dem Jüdischen Krankenhaus Berlin

Spielszenen des angegliederten Kindergartens, der Kinderkrippe aus den achtziger Jahren.

Im Seitengespräch mit dem Leiter der Berliner Gesundheitsabteilung: „Berlin ist hoch verschuldet.“

„Die Kinderklinik hat so viel durchgemacht, sogar die Nazizeit überstanden.“

„Aber wie.“

„Nicht aus eigenem Verschulden, so wenig wie heute.“

„Wir müssen konsolidieren.“

„Aber unter Erhalt des Spezifikums.“

„Lassen Sie uns darüber reden, nicht heute. Heute feiern wir.“

„Fällt mir leichter, wenn ich weiß, dass es weitergeht.“

„Weitergeführt wird die Klinik – habe auch die Zusage aller Beteiligten der Charité, der führenden Politiker des Stadtrats, auch der Bundesregierung, die einzigen Gegner sind die Abgeordneten der Rechten und der von den Rechten dominierte Gesundheitsausschuss des Parlaments.“

Prof. Mendels Miene verfinsterte sich. Wusste, wenn sie jetzt noch einmal das Mikrofon ergreifen würde, böte sie der anwesenden Presse nur noch ein Thema, das sie weder dieser noch

der Rechten als Plattform bieten wollte. Der Leiter der Gesundheitsabteilung hatte recht. Heute musste sie feiern. Eine bessere Ausgangsposition für die Verhandlungen der nächsten Wochen schaffen.

Eine Dame, die bereits einige graue Haare besaß, nahm sie zur Seite: „Rabinowitsch ist mein Name, Elsa Rabinowitsch. Meine Familie stammt aus Schlesien, Ratibor, doch meine Großeltern sind 1942 in die USA entkommen, nachdem ihre Zwillinge, eines davon war meine Mutter, im Jüdischen Kinderkrankenhaus behandelt und sie gerettet worden war.“

„Und das andere Zwillingsskind?“

Die Dame winkte ab, Tränen in ihren Augen.

„Was Sie tun, Ihr Kampf, Ihr Einsatz – unsere Familie wird Sie und das Klinikum unterstützen. Wir haben etwas Vermögen. Wie hoch ist der jährliche Bedarf?“

„Kommen Sie mit in mein Büro“, bat sie Prof. Mendel, wir können die Gäste für einen Augenblick meinen Kolleginnen und Kollegen überlassen.

„Erzählen Sie von Ihren Erfahrungen und denen Ihrer Mutter und Großeltern“, eröffnete sie das Gespräch und ließ Dr. Bernstein einen Tee für die Dame bringen, die ungebrochenes, wenn auch amerikanisch gefärbtes Deutsch mit jiddischen Einsprengeln sprach.

„Zu viel für hier und heute. Aber ich bin noch einige Tage in Berlin. Will noch einige Gräber besuchen. Auch die große Synagoge. Und dann noch nach Ratibor, dem heutigen Racibórz. Dort auf den früheren jüdischen Friedhof, wo auch das Grab der Mutter von Dr. Halberstam sein soll. Ihre Tochter hat uns gerettet und ich will ihrer Mutter meine Ehre und meinen Dank erweisen, einen Stein darbringen.“

„Ausgerechnet ihr?“

„Es gab bessere, es gab noch schlimmere. Für das Gute, das verblieben war, müssen wir auf ewig dankbar sein.“

Prof. Mendel schwieg.

„Sagen Sie ganz offen, was das Krankenhaus zum Überleben braucht.“

Prof. Mendel wagte nicht zu antworten, nahm einen Stift. Schrieb eine Zahl darauf. Dahinter: Jahresdefizit.

Elsa Rabinowitsch steckte den Zettel in ihre kleine Handtasche, stand auf, reichte Prof. Mendel die Hand: „Danke, danke, dass es diesen Ort gibt. Es wird ihn weitergeben. Sie hören von mir. Überlassen Sie es mir – mir und meiner Trauer.“

Prof. Mendel setzte sich kurz auf ihren Schreibtischstuhl, schaute auf den kleinen Zettelblock, von dem das oberste Blatt fehlte. Der Füllfederhalter lag daneben, ohne Kappe. Draußen schien die Welt sich nicht verändert zu haben. Aus dem tiefergelegenen Stock hörte sie laute Geräusche, aus dem Kindergarten klang Musik, Kinder schrien. Sie schaute auf den OP-Plan, ihren Piepser, fasste sich. Verließ ihr Büro: „Danke Dr. Bernstein für den Tee, bin im OP, sehen Sie bitte nochmal nach unten, wenn Sie mich brauchen, piepsen Sie an. Lassen Sie mich wissen, wie es Miris Mutter geht. Wir brauchen dringend ihre Niere.“

Jüdisches Krankenhaus Berlin – Die Ausgründung

13. Februar 1924.

Dr. Dinah Halberstam hatte den Sitzungssaal verlassen, als weiterhin Kollegen und ihre beiden Kolleginnen, auch der Krankenhausleiter, um sie herum standen und ihr gratulierten.

„Die richtige Entscheidung.“

„Eine mutige, richtungsweisende Entscheidung.“

„Nicht unumstritten.“

„Und eine Frau als Leiterin.“

„Und die Ausgründung des bald eigenständigen Jüdischen Kinderkrankenhauses“, fügte ihr Chef hinzu, „das einzige pädiatrische Spezialkrankenhaus in der Stadt.“

Die Stimmung war euphorisch, auch wenn alle Beteiligten wussten, dass große Anstrengungen vor ihnen lagen. Zwar hatte das Jüdische Krankenhaus bereits eine Entbindungs-, Säuglings- und Kinderabteilung gehabt. Es war aber eine andere Unternehmung, diese Abteilungen auszugliedern und ihnen Selbständigkeit zu verleihen, eine umfangreiche Pädiatrie zu schaffen. Verbunden mit dieser Neugliederung waren neue Kassenverträge abzuschließen, es musste die weitere Finanzierung durch die Stadt und das Land gesichert werden. Mit den auszuweitenden Kapazitäten war mehr ärztliches und betreuendes Personal anzuwerben und einzustellen. Vorgesehen war auch der Aufbau eines Kindergartens, sowohl für Angehörige als auch für Personal, der für nicht ansteckende Kinder ebenfalls genutzt werden sollte. Pädagogische Kräfte waren rar. Nur gut, dass sie die Unterstützung der Israelitischen Kultusgemeinde von Berlin-Mitte hatten. Sie empfahl als Rabbiner für die Klinik Dr. Nathan Elkan, der von Zeit zu Zeit in der Gemeinde wirkte, auch im Synagogenverein Achdut Gesundbrunnen, und ansonsten in der Zentrale des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten tätig war. Als seine Stütze sollte er die Religionslehrerin der Gemeinde, Fräulein Rabbinerin Mirjam Levinson, zur Seite gestellt bekommen. Überhaupt war die jüdische Gemeinde eine große, auch mächtige Gemeinde mit einflussreichen Persönlichkeiten, die im Finanz-, Banken- und Versicherungswesen, auch in Wirtschaft und Politik, im Binnen- und Außenhandel hervorragend vernetzt waren.

Sorgen bereiteten allerdings die wirtschaftliche Lage in der Welt und die zionistischen Tendenzen sowohl in der Gemeinde als auch überhaupt in Deutschland und darüber hinaus. Zunehmend zog es junge und auch erfahrene Kräfte nach Palästina – nach Erez Israel, wie viele von ihnen sagten. Auch das weitere Keimen und Aufbrechen von Antisemitismus, von dem immer wieder in der Presse zu lesen war, beunruhigte manche Geister.

Dr. Halberstam war eine junge, dynamische Kinderärztin. Sie hatte sich bereits in ihren wenigen Jahren in der Säuglings- und Kinderabteilung als deren effiziente Leiterin erwiesen. Gelernt hatte sie das Organisationstalent in der jüdischen Jugendbewegung des *Schwarzen Banners*, in der sie begeisterte und begeisternde Leiterin einer Mädelsgruppe in Potsdam gewesen war. Feldlager, Wanderungen, Ausflüge und Unterricht begeisterten sie, Kampf und Sport waren ihr auf den Leib geschnitten. Sie konnte auftreten, sich durchsetzen, zugleich zuhören und fest zupacken. Der Umgang mit Jungs, später Jungmännern und auch Älteren, fiel ihr nicht schwer. Ihr fehlte offenkundig ein Angst-Gen, worüber sie stolz und oft glücklich war. Manchmal hatte es sie in Verlegenheiten gebracht – aber mehr als einmal hatte es sie gerettet.

In Potsdam, so erzählte man sich noch heute, hatte sie einen kleinen Trupp junger Nationalisten auseinandergehen lassen, mit denen sie nicht lange zuvor noch eine gemeinsame Veranstaltung organisiert hatte. Die Hitlerjugend hatte sich jedoch seither radikalisiert und von ihrer jüdischen Organisation distanziert. Mehr noch, sie galten seit einigen Wochen und

Monaten als deren Feinde, und deren Mitglieder ließen kaum eine Gelegenheit aus, ihre Mädelgruppen zu provozieren. Einer von ihnen, breitschultrig und kurzgeschoren, glaubte, Halberstam einschüchtern zu können.

Er brauchte nur einen einzigen Schlag, um bei ihm sacken zu lassen, dass sie seit Kindertagen im jüdischen Sportklub trainiert hatte. Nicht wild, sondern präzise. Mit einer Ruhe, die den Gegner verwirrte. Danach reichte ein Tritt – nicht heftig, nur platziert –, und der Rest der Gruppe stob auseinander und die Mitglieder um den eingebildeten Typen verschwanden.

„Mit dem Kopf allein kommt ihr nicht durchs Leben“, pflegte sie später ihren Mädchen zu sagen. „Der Körper denkt mit.“ Dabei zeigte sie auf Brust, Armmuskel und Hände. „Und wenn gar nichts mehr geht: Rennt!“ Auch das hatte sie perfektioniert.

Prof. Heinz, der Leiter des Jüdischen Krankenhauses, nahm sie mit in sein Büro.

„Wir sollten noch über die Besetzung der verschiedenen Positionen miteinander sprechen.“

„Sie haben die größere Erfahrung.“

„Ich würde Ihnen empfehlen, eine ausgewogene Mischung zwischen jüdischen und nichtjüdischen Kollegen und Kolleginnen, auch Pflegepersonal und andere Angestellte, hinzuzunehmen, mit denen Sie den Bestand ergänzen.“

„Sie meinen, auch weil wir einige Abgänge hatten, die sich den Zionisten angeschlossen haben und ausgewandert sind?“

Prof. Heinz wusste sich verstanden: „Das ist ein zunehmendes Problem. Es gibt immer weniger jüdische Ärzte, die durch und durch deutsch sind und auch in unserem Land den weiteren Aufbau wollen.“

„Dabei haben wir über 150.000 jüdische Gemeindemitglieder in Berlin – und auch einen Auftrag für die Stadt.“

„Deshalb ist unsere Initiative so wichtig. Sie zeigt auch Stadt und Land, dass wir die Vorreiter in der Gesundheitspflege, der Pädiatrie und der Pädagogik sind. Deutschland braucht uns Juden, und wir brauchen Deutschland – wo sonst in der Welt finden sich die technischen Fähigkeiten und Universitäten mit Spitzenforschung, mit der wir unser Fach voranbringen können, insbesondere Ihr Gebiet?“

Dr. Halberstam war ganz seiner Meinung. Sie war in einer Familie groß geworden, die aus Schlesien, Ratibor, stammte. Stolz war sie auf diese Herkunft, war nicht nur mit Deutsch groß geworden, sondern auch mit Polnisch, das die Großmutter väterlicherseits sprach. Und natürlich Jiddisch, die Sprache der Familie, dann auch Hebräisch, was nur ihre Brüder ordentlich lernten, ihr aber ihre polnisch sprechende Oma nebenher beigebracht hatte. Damit auch sie in der Synagoge mitlesen und mitbeten konnte. Dass sie sich für Medizin interessierte, hatte mit dem Vater zu tun, der eine Apotheke führte, mehr aber noch damit, dass ihre kleine Schwester an Krebs erkrankt war und sie verstehen wollte, warum sie elend sterben musste, ohne dass ihr ein Arzt und ein Krankenhaus helfen konnten. Ihr Vater hatte sie nach Breslau aufs Gymnasium geschickt. Und vor dem Abitur nahm er sie zu sich und sagte: „Du musst nach Berlin. Fang aber erst an der Universität in Breslau an, schau dich dort um, besuche mehr als nur medizinische Vorlesungen und Seminar. Danach mache deinen Doktor in Leipzig, oder, wenn du kannst und jemanden findest, der dich nimmt, geh gleich nach Berlin! Die ersten Erfahrungen solltest du in der Hauptstadt oder im Ausland suchen.“

Sie erinnerte sich ihrer Frage: „Wie soll ich das schaffen?“

Und seiner Antwort: „Schaffen? Sei, die du bist, du bist eine Halberstam – deutsch durch und durch!“

„Nicht ganz“, hatte sie eingeworfen, „Großmama ist polnisch!“

„Schlesierin – deutscher kann man nicht sein. Das hast du bewiesen. Du bist Bannerträgerin!“

Er hatte sie überzeugt. Und sie hatte sich angestrengt. Für ihn und für *Bobe*, ihre Großmutter. Dass ihr Vater ein Mann und sie selbst eine Frau war, dämmerte ihr erst, als sie im Studium und dann im Krankenhaus arbeitete und den Unterschied der Geschlechter in der Hierarchie der medizinischen Anstalt und der Versorgung erlebte.

Prof. Heinz ermutigte sie: „Ich habe bereits intensive Gespräche mit der Hochschulleitung der Humboldt Universität und auch mit der Akademie der Wissenschaften hier in Berlin geführt, dort gibt es einflussreiche jüdische Kollegen verschiedener Fächer, vor allem in den Naturwissenschaften, die mein Anliegen unterstützen, Uniforschung und Jüdisches Krankenhaus enger zusammenzuführen, aber es gibt eben auch eine Reihe antisemitischer Köpfe in diesen Institutionen. Gut Ding will Weile haben, wir beide müssen künftig gemeinsam auftreten.“

Sie fühlte sich von Prof. Heinz geehrt, dass er sie als eigenständige Leiterin und Forscherin in dieser Zukunftsorientierung der dann zwei Krankenhäuser sah.

„Legen Sie mir bitte, sobald die Rahmen klar sind, einen entsprechenden Plan für mögliche Anknüpfungen an die Forschung vor. Und richten Sie daraufhin auch die Berufung auf die Führungspositionen der Kinderklinik aus, das würde uns beiden enorm helfen. Nur wenn wir uns profilieren, können wir den wachsenden Druck gegen uns Juden parieren.“

„Mache ich“, antwortete sie und bedankte sich nochmals für das Vertrauen, das er und das gesamte ärztliche Direktorium ihr in der vorangegangenen Sitzung ausgesprochen hatten.

Der Auftrag

Der Auftrag, das hundertjährige Jubiläum vorzubereiten, lag schon einige Monate zurück. Dr. Bernstein blätterte in ihrem Kalender, um zu rekapitulieren, wie sich die politisch-kritischen Anfragen im Vorfeld der Ereignisse aufgebaut hatten.

Es war der 2. Januar 2024, sah sie.

Ihre Chefin musste an diesem Morgen noch früher als sonst in ihrem Büro gewesen sein. Gewöhnlich trat sie ihren Dienst um 6 Uhr früh an, schaute kurz bei der Nachtschichtablösung herein. Dann hieß es, Vorfälle der vergangenen Stunden abzufragen. Visite mit Stationsärzten, Krankenschwestern, Studierenden. Um 7 Uhr zurück im Büro. Tee, den sie als Assistentin bereitete. Einen Zwieback für ihre Chefin, Prof. Mendel. Durchsicht des Dienst- und OP-Plans. Erste OP.

Dr. Bernstein fand einen Auftragszettel von ihrer Chefin, der am Kalender angeheftet war und damals bereits auf ihrem Tisch lag, bevor sie Tee aufsetzen konnte. Der Tag stand wieder lebhaft vor ihr: April 2025 – 100 Jahre Kinderklinik. Bitte Archiv aufsuchen. Material zur Geschichte für das Jubiläum vorbereiten. Rücksprache mit mir wegen des Datenschutzes.

Mal eine andere Aufgabe, hatte sie gedacht. Nicht nur Patienten, Eltern, Kolleginnen und Kollegen der Chefin terminieren, Meetings organisieren, sondern Geschichte betreiben. Das hatte sie das letzte Mal in der Schule gemacht.

Nachdem ihre Sekretariatskollegin um 8 Uhr eingetroffen war, machte sich Dr. Bernstein auf eine erste Suche. Das Jüdische Kinderkrankenhaus, stellte sie schnell fest, hatte zwar ein Archiv, doch das war wegen eines Wasserschadens zum Trocknen der betroffenen Archivalien in das Jüdische Krankenhaus ausgelagert worden; außerdem wollte man dort die Dokumente in dieselbe Registratur aufnehmen, die man im eigenen Haus hatte.

Sie meldete sich telefonisch bei den Kollegen an, ging den kurzen Weg zum Nachbarhaus, ließ sich die Regale und Schränke mit Kisten, Kästen und Ordnern zeigen und begann, wie man sich die Aufgabe der Historikerin vorstellt, indem sie nach den frühesten Materialien fahndete und sie sich auf einem Tisch feinsäuberlich hinlegte und organisierte.

So wenigstens schienen es die übrigen Benutzer des Archivs zu tun. Es waren nicht viele Personen außer ihr im Raum, doch offenkundig waren diese vertieft in ihre Recherchen und bis auf einen älteren Herrn hatten sie ihren Tisch klar strukturiert. Aktenbündel, Kassetten und diese mit entsprechenden Verweiszetteln ausgestattet. Nur der Herr fiel ihr auf. Er hatte als Schreibunterlage auf seinem Tisch eine völlig zerknitterte Plastiktasche, die er aufgeschnitten hatte und die er zwischen seiner Lektüre ständig glattzustreichen versuchte. Auch sonst schien sein Blick wirr und wenig fokussiert. Oh je, dachte sie, ob Archivarbeit zu einem solchen mentalen Zustand führt? Allerdings wirkten die weiteren, fast ausnahmslos weiblichen Besucherinnen an den Nachbartischen reichlich normal. Die unmittelbare Nachbarin, mit der sie sich ihren Arbeitsplatz teilte, hatte ihr einen freundlichen Blick zu geworfen und sogleich ihre eigenen Bestände so zurechtgerückt, dass sie ausreichend Platz vorhanden war, dass sich Dr. Bernstein ausbreiten konnte.

Es dauerte nicht lange, bis die Mitarbeiter des Archivs einen Stapel von Materialien auf ihrem Tisch deponiert hatten. Dr. Bernstein sichtete die Kladden und zog nach einiger Durchsicht einen Text hervor:

Ausgründungsprotokoll des Direktoriums vom 13. Februar 1924 – Bestimmung von Dr. Dinah Halberstam mit sechs zu fünf Stimmen. Gegen sie hatten vier Männer und die einzige andere Frau gestimmt, den Namen nach schienen die für sie stimmenden Männer jüdische Ärzte gewesen zu sein, auch der damalige Leiter des Jüdischen Krankenhauses, Prof. Heinz.

Zeigte dies schon eine Spannung zwischen Nichtjuden und Juden, Konservativen und Progressiven, wie sollte sie die Haltung der Frau lesen?

Dann dachte Dr. Bernstein: Ich habe nicht den Auftrag zu deuten, sondern lediglich die Materialien aufzubereiten.

Sie kannte ihre Chefin gut genug, um zu wissen, dass sie harte Fakten wollte, vor allem Wirtschaftsdaten.

Tatsächlich fand Dr. Bernstein entsprechende Berichte:

In dem Jahr der Ausgründung schien es dem jüdischen Klinikum finanziell gut zu gehen, unter Einkünften waren genannt: kommunale Mittel, Krankenkassenbeiträge, private Spenden (Rothschild, Mendelssohn-Bartholdy-Umfeld) und Finanzierungen. Eine Anmerkung: Stabilisierung nach der Hyperinflation 1923 durch Renten- und Reichsmark.

Entsprechend las sie von einer Modernisierung der OP-Säle, Ausbau von Röntgen und Laboren, Professionalisierung der Pflege. Dazu trug der hohe Anteil nichtjüdischer Patienten bei.

Besondere zusätzliche Einkünfte kamen durch jüdische Bankiers, Verleger, Kaufleute, Ärzte.

Erst 1929 änderten sich die Einschätzungen und die notierten realen Einkünfte: sinkende Krankenkassenbeiträge, die Stadt kürzte ihre Zuweisungen. Geringere Zuwendungen als zuvor kamen aus der Industrie und von den Banken. Der Anteil jüdischer Patienten erhöhte sich und ging einher mit einer zunehmend eingeschränkten Wirtschaftlichkeit.

Als sie die Boxen mit der Aufschrift 1933-1945 ansehen wollte, bemerkte sie, dass gerade dieses Material am stärksten vom Wasserschaden betroffen war – sie bat die Mitarbeiter des Archivs, diese Dokumente auf notwendige Reparaturen und Restaurierungen zu prüfen. Sie wollten sich darum kümmern und meinten, Dr. Bernstein solle in etwa zwei Wochen wiederkommen.

Mit den ersten Informationen war ihre Chefin bereits sehr zufrieden.

„Bitte bei der Arbeit mit den Dokumenten der nächsten Jahre vorsichtig umgehen“, sagte Prof. Mendel abschließend, „hier handelt es sich um eine für die Klinik sensible Zeit. Sobald Sie einen ersten Überblick haben, geben Sie mir eine Zusammenfassung; dann sehen wir, wie wir weiter verfahren.“

Der Arbeitsauftrag war klar. Sie durfte und musste sich bald wieder Zeit aus dem Tagesablauf nehmen, um sich der historischen Forschung zu widmen.